

**Liebeshörig.**

Roman von **Ferdinand Kunkel.**

(1. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

„Für alle Dingen bleiben Sie ganz ruhig. Sie sind hier völlig sicher. Es gibt hier keine dämonischen Mächte, die Sie umbringen können, denn allen dämonischen Mächten rücken wir, wenn es sein muß, mit der Browningpistole ans Leder. Vorerst trinken Sie ein Glas Whisky mit Soda... Herr Großmann, ich bitte... und dann wollen wir den Fall ruhig besprechen. Soviel ich oberflächlich beurteilen kann, besteht ein teuflischer Plan gegen die Majoratsherren von Mohrungen. Ich weiß noch nicht, welche Wege dieser Plan geht, aber es scheint mir sicher, daß Sie in einem halben Jahre ein stummer Mann gewesen wären, wenn Sie nicht den Weg zu mir gefunden hätten. Da steckt ein ganz geriebener Schurke dahinter. Aber lassen Sie mich nur machen, wir werden ihn entlarven und in seiner eigenen Schlinge fangen. Weiß jemand, daß Sie zu mir gegangen sind?“

„Außer Kleist niemand.“  
 „Gut, Sie werden auch mit niemand darüber sprechen und werden Herrn von Kleist, mich und meinen Bureauvorsteher Herrn Großmann, der Ihnen soeben ein Glas Whisky mit Soda vorsetzt, heute noch zu einem kleinen Abendbrot nach Ihrem Hause in der Dorotheenstraße einladen, wir werden dann die Angelegenheit ernsthaft beraten. Haben Sie sonst noch jemand, der Ihnen nahesteht?“  
 „Meinen Schwager Liebenau und meine Schwester, keine Frau, dann noch eine Familie, aber ich glaube, daß...“

„Mein verehrter Herr Baron, betrachten Sie mich als Ihren Beichtvater und sagen Sie mir alles, was Sie betrifft.“  
 „Ach, Herr Lippe, eine einfache Verlobungsgeschichte, die hat ja wohl mit der Angelegenheit nichts zu tun?“ „Na, wie Sie wollen, ich denke, wir werden uns heute abend darüber klar werden, ob diese Geschichte nicht von Wichtigkeit ist. Gehen Sie jetzt ruhig nach Hause und denken Sie nicht mehr an die Sache. Wollen Sie vielleicht an Herrn von Kleist telefonieren?“

„Nein, ich danke, ich werde Kleist so benachrichtigen... Wenn es Ihnen dann gefällig ist... jetzt ist es acht... also um zehn Uhr, nicht wahr?“

Freiherr von Mohrungen trank schnell hintereinander zwei Gläser Whisky mit Sodawasser und stand auf. „Ich danke Ihnen, daß Sie sich meiner annehmen wollen, die Sache hat mich doch mehr angepöckelt, als ich glaube. Sie halten mich noch für völlig gesund?“

„Ich halte Sie für völlig gesund, Herr Baron, und ich verpöckle Ihnen, daß Sie auch gesund bleiben.“ „Na, ich danke Ihnen.“ Er reichte den beiden Herren die Hand und verließ das Haus.

„Was denken Sie von dem Fall, Großmann?“ fragte Lippe nach einer kleinen Pause. „Es... und da klagten Sie immer, daß Ihnen interessante Fälle fehlen. Ich würde...“

Beim Hotel „Ciplanade“ wäre Lippe, der achlos den Fahrbaum überschritt, von einer Autodroschke fast überrannt worden, und aus alter polizistischer Gewohnheit sah er sich den Chauffeur und die Nummer genau an. Das Auto hielt, ein livrierter Diener sprang zu und öffnete den Schlag, dem ein junger, eleganter Herr mit einem milden, vornehmem Gesicht entstieg, um einer Dame die Hand zu reichen, die nach ihm auf die Straße hinausstrat. Lippe kannte den Herrn, wenigstens tauchte tief aus seiner Erinnerung dieses jugendliche Aristokratengesicht auf. Er kämpfte mit sich und zwang seine Gedanken zurück, bis ihm die Erleuchtung kam, das sei Liebenau, der Neffe des heute neugewonnenen Klienten, der Sohn von Herrn von Mohrungen's Schwager...  
 Aber die Dame, eine seltsame Erscheinung, mit Augen von einem dunklen dämonischen Reiz und von einer Art, sich zu kleiden, die eine große Kultur verriet.

Zunächst folgte der Privatdetektiv den beiden in die Vorhalle des Hotels. Da kam ihm gerade der Direktor entgegen und begrüßte ihn. „Sagen Sie, Herr Direktor, ist das nicht der junge Graf Liebenau von den Bietenhusaren?“

„Ja, gewiß, Herr Hauptmann.“ „Und wer ist die Dame?“ „Die Baronin Marguerite de Ribéac.“  
 „Ah! Das ist also die Ribéac.“ „Wollen Sie Her bleiben, Herr Hauptmann? Droben im Grillroom ist noch ein hübscher Tisch frei. Erwarten Sie Freunde?“

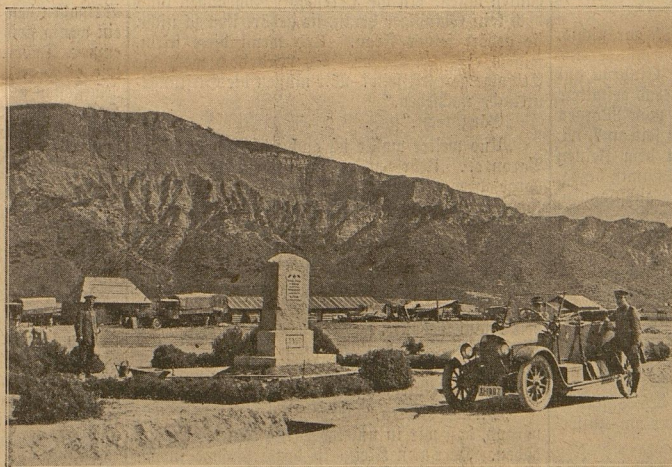
„Nein, nein, ich danke, ich bin eingeladen, ich interessierte mich nur für das Pärchen.“ „Ist da etwas nicht in Ordnung?“

Lippe schüttelte den Kopf. „Nein, nein, nur ein persönliches Interesse, kein Fall, wie Sie vielleicht vermuten... Vielen Dank und guten Abend, Herr Direktor.“

Lippe trat hinaus und ging mit Großmann weiter, längere Zeit wortlos, in seine Kombinationen vertieft. Auf einmal jagte er: „Wissen Sie, Großmann, wer der junge Herr war, dessen Autodroschke mich beinahe überfahren hätte... das war der Neffe unseres neuen Klienten, der Graf Heinz Liebenau.“

„Das... war der junge Mann, so, so, nun, wenn er solche... Fremdbinnen hat, verstehe ich, daß der Vater... auf keinen grünen Zweig kommt.“

„Ich glaube, Großmann, es wird gut sein, wenn ich mich mit diesem Herrn etwas anfreundet.“ „Weiß er, daß wir... für seinen Vater...“



Deutsch-bulgarischer Gedenkstein in Auto-Palanka.

Die Inschrift auf dem Steine lautet: Deutsche und Bulgaren im Weltkriege in treuer Waffenbrüderschaft vereint, nannten diesen Ort Auto-Palanka.

„Na, was würden Sie denn, Großmann?“ Der Bureauvorsteher näherte sich seinem Chef und flüsterte ganz leise und zurückhaltend: „Ich würde den jucken...“ er stockte etwas, „denn der Tod dieses jungen Mannes Vorurteile bringt.“

Als Lippe und Großmann das Bureau verließen, war es ungefähr halb zehn Uhr. Sie gingen gemächlich die Leipziger Straße hinunter nach dem Potsdamer Platz, um durch die Bellevuestraße und den Tiergarten auf einem kleinen Umweg das Palais Mohrungen in der Dorotheenstraße zu erreichen.

Auf dem Potsdamer Platz herrschte ein lebhafter Verkehr. Wagen und Automobile stauten sich, bildeten starre Mauern und schoben sich schließlich auf einen Wink des Verkehrssehmanns weiter in die einmündenden Straßen hinein.

„Nein, er weiß gar nichts. Die Sache war äußerst heikel und ist lediglich zwischen mir und dem alten Grafen Liebenau abgemacht worden.“

„Die Akten sind im Geheimarchiv, Herr Direktor, wir werden sie für... den neuen Fall brauchen... Und wer war die Dame?“ „Baronin de Ribérac, bekannt unter dem Namen „Die schöne Marguerite“.“

„Na, ja, Herr Direktor, kenne ich, habe schon ein Attestat für sie angelegt.“ Lippe rief jetzt eine leere Autobroschüre an, da die Zeit zu weit vorgefahren war, um den Weg zu Fuß zu machen.

Das Palais der Freiherren von Mohrungen, das sie beiheiden ihr Stadthaus nannten, war ein vornehmes, altes Gebäude aus der Zeit Schinkels. Man trat in ein weites Vestibül, das von einem mächtigen Kronleuchter erhellt wurde. An den Wänden ringsum liefen alte Profatmöbel, und in den Nischen standen Rüstungen kriegerischer Ahnherrn. Darunter drei oder vier, deren alte Waffenstücke mit dem weißen Deutschrittermantel umhüllt waren. Ein dunkelblauer Teppich, in den gelbe Blüten gewirkt waren, bedeckte den Estrich und lief die Doppeltreppe hinauf nach der einzigen Etage des Hauses.

Als Lippe pünktlich um zehn Uhr mit Großmann vor dem Palais hielt, sprangen zwei Diener vor und öffneten den Schlag des Automobils, um die Gäste ihres Herrn sofort in das altzeitliche Speisezimmer im Erdgeschoss zu führen.

Mohrungen schüttelte ihnen herzlich die Hände und schien mehr als am Mittag Herr seiner Aufregung geworden zu sein. Er war sogar heiter und scherzte über das Ausbleiben seines Freundes Kleißt, der vorlieb nehmen müßte mit dem, was übrig bliebe, wenn er nicht bald eintröffe. „Es ist mir ganz lieb, Herr Baron, daß Herr von Kleißt noch nicht da ist. In seiner Gegenwart hätten Sie vielleicht doch nicht gern von der Herzengeschichte gesprochen, die unseren Fall vielleicht aufklären kann.“

„Ach, Herr Lippe, es ist eigentlich gar nichts. Ich lernte vor drei Jahren in Warnemünde eine junge Dame kennen, die einen tiefen Eindruck auf mich machte. Das freie Leben im Seebad gestattete mir, während der köstlichen Wochen vom Morgen bis zum Abend mit ihr zusammen zu sein und, na, was soll ich Ihnen erzählen. Mit dem kleinen Jahresgehalt, das ich aus dem Fideikommiß bezog, konnte ich notdürftig als Junggehilfe auskommen, aber mir nicht den Luxus einer vermögenslosen Frau gestatten. Darum entschloß ich mich, den königlichen Dienst, der mir doch eigentlich nicht viel mehr bieten konnte, meiner Herzenseigung zum Opfer zu bringen. Meine Verwundung im chinesischen Feldzug bot ja eine leichte Handhabe für die Pensionierung. Ich entschloß mich, den Abschied zu nehmen und einen bürgerlichen Beruf zu ergreifen. Die Eltern der jungen Dame...“

„Verzeihung, Name und Stand des Vaters?“ „Professor Dr. Köbner, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Gymnasium.“

„Und der Herr Schwiegervater war mit dem Berufswechsel einverstanden?“

„Nicht eigentlich. Er meinte, wir könnten ja ruhig warten, bis ich Hauptmann geworden sei. Kornelia, die kaum neunzehn Jahre alt war, sei so wie so noch zu jung zum Heiraten. Ich setzte aber schließlich meinen Willen durch, um so mehr, als mein ältester Bruder mir in wahrhaft herzlichster Weise eine Stellung, wenn ich so sagen kann, eine Lebensstellung in Mohrungen anbot. Er hatte sich in die Politik gestürzt, war Vorsitzender des konservativen Vereins geworden und wollte sich nun auch in dem Reichstag wählen lassen. Da brauchte er, wie er meinte, eine vertrauenswürdige Persönlichkeit auf dem Gute, die zum Rechten sah. Leider ist sein Tod das Ende unserer Hoffnungen gewesen. Mein zweiter Bruder kam auf den Gedanken nicht zurück. Er war völlig anders geartet als Erich Heinrich. Er liebte das Familienleben und die Heiligkeit und sah sich sehr bald unter den Töchtern des Landes nach einer passenden Ge-

mahlin um. So mußten wir denn unsere Heiratspläne aufschieben, bis es mir gelungen war, irgendeinen Beruf zu finden. Nun hat mich auch der Tod meines zweiten Bruders dieser Sorge überhoben.“

„Sie sagten, der zweite Bruder wollte sich verheiraten. War schon etwas Bestimmtes darüber bekannt?“

„Eigentlich nicht. Nur im engsten Familienkreis. Er bemühte sich sehr um die junge und schöne Gräfin Laskowiza. Mein Schwager...“

„Graf Liebenau wußte um die Absicht Ihres Herrn Bruders?“

„Ja, natürlich.“

„Und er kennt auch Ihren Herzensroman?“

„Er ist doch mein nächster Verwandter... Aber nun bin ich ja auch von der schrecklichen Krankheit ergriffen und darf an ein Glück nicht denken.“

„Sie sind ganz gesund, Herr Baron, verlassen Sie sich auf mich und vertrauen Sie mir ganz. Sie können aber zum Ueberfluß noch einen mir befreundeten Nervenarzt zu Rate ziehen, damit Sie auch von sachmännischer Seite beruhigt werden... Nun aber noch eins. Wenn Sie mit Tod abgehen würden, verzeihen Sie die grausame Voraussetzung, wer ist Ihr Nachfolger?“

„Mohrungen ist ein Kunkeliehn, Herr Lippe.“

„Lippe prüft überauscht vor sich hin.“

„Dann wird also Ihre Frau Schwester die große Erbschaft erben?“ — „Ja.“

„Und dann wird Graf Liebenau mit einem Schläge alle seine Gläubiger los.“

Hatto von Mohrungen wurde plötzlich weiß wie die Wand und stotterte erschreckt: „Sie meinen doch nicht, daß Liebenau...“

„Ich meine, Herr Baron, daß Liebenau dann seine Gläubiger mit einem Male los wird, denn er wird sein veräußertes Gut verkaufen oder verpfänden lassen. An die Herrschaft Mohrungen kann doch kein Gläubiger heran, sie gehört ihm ja nicht, sie gehört seiner Frau. Und wenn diese stirbt, seinem einzigen Sohne. So wird doch wohl die Erbfolge geregelt sein? Wir müssen die Stiftungsurkunde nachsehen.“

„Ganz recht.“

„Und weiter wollte ich auch nichts sagen, Herr Baron... Uebrigens eben ist ein Automobil vorgefahren. Jetzt wird wohl Herr von Kleißt kommen. Wir wollen vorläufig von gleichgültigen Dingen reden.“

Ein kleines, exquisites Souper vereinigte in der nächsten Stunde die vier Herren, und Lippe bemühte sich, dem Gespräch immer eine andere Wendung zu geben, sobald man auf die Angelegenheit kommen wollte, an die doch alle zu denken gezwungen waren. Erst als man sich in das behagliche Rauchzimmer zurückgezogen hatte, begann die eigentliche Besprechung.

„Meine Herren,“ fing Lippe an, „ich setze voraus, daß wir in unserer Mitte keinen Verräter haben. Herr von Kleißt ist durch tausend intime Beziehungen mit Ihnen, Herr von Mohrungen, verbunden. Sie sind Stubenkameraden aus dem Kadettenkorps, und es liegen auch noch andere Dinge zwischen Ihnen, pekuniärer Natur, die Herrn von Kleißt veranlassen, die wirklich opferwillige Freundschaft unseres Gastgebers hochzuhalten.“

Kleißt wurde feuerrot im Gesicht und sah den Privatdetektiv erstaunt an:

„Woher wissen Sie denn das, Herr Lippe?“

„Ich kann Ihnen sogar die Summe nennen, Herr von Kleißt... ich wäre ein schlechter Fachmann, wenn ich bei einer Stunde Zeit nicht alle Einzelheiten über zwei Herren der Gesellschaft, die sich mir anvertrauen, ermitteln könnte.“

„Aber ich versichere Sie...“

(Fortsetzung folgt.)

# Das Drama von Glossow.

Original-Roman von H. Courths-Mahler.

(1. Fortsetzung) (Nachdruck verboten.)

„**S**ie ist immer, gnädiger Herr. Aber heute gilt meine Schmach eigentlich mehr der Jagdgesellschaft. In der Küche schmort und prägt alles zuhänden, wenn nicht bald aufgetragen werden kann. Wenn die Herren doch bloß einmal pünktlich sein könnten. Aber das ist nicht reinzutragen.“

„Na, na, Siebekingischen, nur nicht auf meine Gäste schimpfen. Wir selbst können Sie den Kopf waschen.“

Die alte Frau lachte.

„Ach, da würden Sie wohl nicht still halten, gnädiger Herr. Aber jagen Sie doch — kommen die Herren nun bald?“

„Sie müssen jede Minute hier sein. Ich denke, in einer halben Stunde sitzen wir spätestens bei Tisch.“

„Na Gott sei Dank. Da kriegt man doch wieder Mut. Wer hat denn die Schuld, wenn das Essen nicht schmeckt? Natürlich die Siebekingischen.“

Dabei lachte sie über das ganze runde Gesicht. „Ja, ja, es ist ein Graus, was Sie in Gerlachshain auszuüben haben, Siebekingischen,“ neckte Kolf.

„Kolf — sie kommen!“ rief Hans von Seltzig vom Tor her.

Draußen hörte man lautes Lachen und Rufen, den Hufschlag einer Anzahl Pferde und den Ton eines Jagdhorns.

Schnell war Kolf an der Seite des Freundes und trat hinaus, um seine Gäste zu empfangen. Diese kamen soeben, geführt von dem Gerlachshheimer Förster, vor das Haus geritten.

Mit einem fröhlichen Jagdruf begrüßte er sie. Eine lebhaftige Szene spielte sich nun auf dem freien Platz vor dem Hause ab. Die Herren saßen ab, übergaben den Knechten ihre Pferde und stampften ein wenig steif und schwerfällig die Sandsteintreppe empor. Dabei ulkten und lachten sie, unbekümmert, wie es Herren tun, die unter sich sind und keine Rücksichten auf Damen zu nehmen brauchen. Die Halle füllte sich. Lautes Lachen und Rufen scholl von den Wänden zurück. Die Herren eilten, von Kolf lachend gedrängt, nach ihren Zimmern, um in Eile die Kleidung zu vervollständigen, nicht mehr, als es für eine Herrengesellschaft unbedingt nötig war. Bei einem Jagdbesessen will man ungezwungen sein. Es währte nur kurze Zeit, dann saßen die Herren bei Tisch und sprachen dem leckeren, kräftigen Jagdmahl und den Weinen tapfer zu.

Hans von Seltzig saß neben seinem Freund Kolf. Aber sie kamen nicht mehr zu einer ungezwungenen Unterhaltung. Sie wurden von allen Seiten in Anspruch genommen. Natürlich wurden zumeist Jagderlebnisse zum Besten gegeben. Trinkbrüche wurden ausgetraut. Auch ein älterer, stattlicher Herr mit frischem, roten Gesicht und vergnügten Augen, einer der näheren Nachbarn von Gerlachshaim, erhob sich und klopfte an sein Glas.

Man ulkte erst noch ein Weilchen, ehe man ihn zu Worte kommen ließ.

Er begann:

„Meine Damen und Herren!“

„Hört, hört! Feiner Wig!“

„Wo sind die Damen, Schierstädt?“

„Siehst Du schon doppelt und machst uns zu Pärchen?“

So schwirrte es lachend durcheinander.

„Arrrube! Ich bitte mir Ruhe aus!“ rief Herr von Schierstädt mit seiner gewaltigen Stimme.

„Schweig! Er schreit uns in Grund und Boden!“ rief sein Nachbar.

Es wurde still.

„Also: Meine Damen und Herren!“ begann Schierstädt wieder. „Ich sehe nicht doppelt. Mit Damen meine ich nämlich des Hauses redliche Güterin, Frau Siebeking, die eben ihre weiße Schürze und Haube neben der Tür aufgestellt



hat. Ihr habt sie bloß noch nicht gesehen. Ihr soll vornehmlich mein Toast gelten, weil sie uns solch einen feinen Jagdschmaus bereitet hat und weil sie überhaupt unsern jungen Freund, Rolf von Gerlach auf Gerlachshausen, so treulich hegt und pflegt. Hiergeblieben, Frau Sieveking, nicht ausreisen! Also: Frau Sieveking, die Perle aller Haushälterinnen, sie lebe hoch — hoch — hoch.“

Die alte Frau, die nur hatte nachsehen wollen, ob alles in Ordnung war, strich sich vorlegen die Schürze glatt. Hans von Seltitz sprang auf und reichte ihr lachend ein gefülltes Glas.

„Nun müssen Sie schon mit uns anstoßen, Frau Sieveking.“

Die alte Frau sah nach ihrem jungen Herrn hinüber mit einem verlegenen und doch humoristischen Lächeln. Der nickte ihr zu.

„Dann helpt dat nich, Sievekingchen, man immer los. Prost!“

Und er stieß sein Glas an das ihre. So mußte sie mit allen tun und errödete dabei wie ein junges Mädchen.

Als Herr von Schierstädt mit ihr anstieß, sagte er scherzend:

„Sie sollten es aber Ihrem jungen Herrn gar nicht so behaglich machen in Gerlachshausen, verehrte Frau Sieveking. Der Junge wird dadurch für die Ehe verdorben und bleibt ein eingestellter Junggeselle. Und ich sähe es gern, wenn er sich eine junge Frau heimholte.“

„Nichtig, Schierstädt, ich sehe auch nicht ein, warum er es besser haben soll, als wir,“ stimmte sein Nachbar lachend ein. —

Frau Sieveking zog sich so schnell als möglich wieder zurück und war froh, als sie die Tür hinter sich zumachen konnte.

Ein anderer Herr erhob sich.

„Da wir nun mal bei den Damentoasten sind — ich trinke auf das Wohl der künftigen Herrin von Gerlachshausen! Heben Sie die Gläser, meine Herren und tun Sie das gleiche.“

Fröhlich wurde Bescheid getan.

„Hast Du es gehört, Rolf Rösschen, mein Sohn?“ fragte Herr von Schierstädt mit seiner drohenden Stimme. „Du mußt Dich ein bißchen beeilen. Die Gerlachs stehen nur noch auf zwei Augen. Dein Vater, mein lieber alter Freund, dreht sich im Grabe herum, wenn Du nicht für Nachkommen sorgst. Also ein in den Ehestand. Beim nächsten Jagdschmaus wollen wir der Herrin von Gerlachshausen unsere Huldigung zu Füßen legen.“

Rolf von Gerlach erhob sich.

„Ich danke im Namen meiner zukünftigen Frau. Sollte sie beim nächsten Jagdschmaus noch nicht vorhanden sein, dann bitte ich noch um Rücksicht. Ich werde mich tunlichst beeilen, um den Wünschen meiner lieben Gäste auch in diesem Sinne gerecht zu werden.“

„Soll ein Wort sein, Rolf Rösschen. Ohne Spaß, Du bist im heiratsfähigen Alter und Gerlachshausen ist Majorat. Also sieh zu, daß Du eine Frau kriegst, die Dir einen Majoratserben schenkt. Daß dieser Majoratserbe ein solcher Prachtmensch wird, wie Du selbst, und daß er Dir allezeit so viel Freude machen möge, wie Du Deinem Vater gemacht hast, darauf leere ich jetzt mein Glas. Und wer es ehrlich mit Dir meint, der trinke Rest. Prost!“

Wiederum wurden die Gläser geleert und frisch gefüllt unter allgemeinem Jubel. Hans von Seltitz trübte sein Glas gegen das des Freundes.

„Nun bleibt nichts mehr übrig, als daß wir auf Deine Entel anstoßen, Rolf,“ scherzte er.

„Doch, Hans. Dies frische Glas leeren wir zwei ganz still auf unsre Freundschaft. Sie soll uns erhalten bleiben bis an das Ende unserer Tage.“

Die Augen der Freunde leuchteten froh ineinander.

Als die Tafel vorüber war, zog man sich in die Nebenräume zurück, wo der Wokka aufgetragen wurde. Rauchend, spielend und schwägend, jeder

nach seinem Gusto, saßen die Herren beisammen bis zur frühen Morgenstunde. Die Stimmung blieb heiter und ungetrübt, bis zuletzt.

Dann zog man sich zur kurzen Nachtruhe in die Schlafgemächer zurück. Mander ging nicht mehr so ganz sicher die Treppe hinauf.

Rolf von Gerlach und Hans von Seltitz waren schließlich noch allein übrig geblieben. Sie saßen noch ein Stündchen länger zusammen, weil sie sich noch mancherlei zu sagen hatten, denn morgen mußten sie sich trennen.

## 2. Kapitel.

Professor Michael von Sachau war bekannt als Sammler wissenschaftlicher Kuriositäten. Er bewohnte seit langen Jahren das düstere graue Haus, das inmitten eines großen Gartens lag. Dieser Garten war von einer hohen Ziegelsteinmauer umgeben, die jeden Einblick wehrte.

Ganz felsam still und unfreundlich lag das graue Haus zwischen hohen Bäumen versteckt. Es lag eine laute bleierne Stille über dem winterlich verschneiten Garten, in dem nur ein Teil der Wege von Schnee geäubert war. Im Sommer sorgten hier wenigstens die Vogelstimmen für einiges Leben, aber jetzt war kein Laut vernehmbar.

Auch im Hause selbst regte sich nichts. Da glittten selbst die Diensthofen auf weichen Sohlen dahin, ohne ein Geräusch zu verursachen, und man konnte glauben, es seien nur weissenlose Schatten, die sich hier bewegten. Diese fast unheimliche Stille war Professor von Sachau Lebensbedingung, wie auch eine minutiöse Pünktlichkeit, mit der sich alles in seinem Hause abspielte, wie ein Uhrwerk.

Durch den winterlichen Garten wandelte auf den gebahnten Wegen eine junge Dame. Sie hielt das feine Köpfchen gekenkt, als wolle sie die hohen Mauern nicht sehen, die sie von der Welt da draußen trennten.

„In einem Kloster kann es nicht stiller und einsamer sein, als hier,“ dachte sie, wie schon so oft, und seufzte tief auf. Das reizende junge Antlitz der jungen Dame hatte einen traurigen, trostlosen Ausdruck.

Sie trug über einem dunkelblauen vornehmen Tuchkleid einen langen schwarzen Sammetmantel, der mit Pelz besetzt war. Er stand offen und sie hatte die Hände in den Taschen vergraben. Der feine Kopf, mit einer reichen Fülle kastanienbraunen Haars geschmückt, war unbedeckt.

Ohne Kost glitten die schmalen kleinen Füße über die gebahnten Wege dahin, es war, als wollten sie fliehen und fänden doch keinen Ausweg aus diesem eingeschlossenen Garten.

Vom Hause herüber kam jetzt eine ältere Dame in einem grauen Seidenkleid, über das ein warmer Umhang geworfen war. Die statliche Gestalt hielt sich felsam steif und aufrecht. Dabei glitten ihre Füße ganz lautlos dahin. Man mußte sich wundern über dies lautlose Schreiten. Es sah aus, als wenn sich die alte Dame auf Nädern fortbewegte, oder vielmehr, als würde eine leblose Gestalt auf Nädern vorwärts geschoben.

Sie feuerte auf die junge Dame zu.

Diese bemerkte ihr Kommen nicht, weil sie den Kopf gekenkt hielt. Erst als sie dicht vor ihr stand, sah sie auf und hob die schönen braunen Augen zu dem Gesicht der alten Dame empor.

Dies Gesicht war sehr groß und voll, nicht un schön, aber ganz gewiß nicht sympathisch. In den kalten bläulichen Augen lag ein lauernder, unangenehmer Ausdruck, der nur schlecht durch ein süßliches Lächeln verborgen wurde.

„Du bleibst viel zu lange hier draußen in der winterlichen Kälte liebe Sanna. Komm doch ins Haus zurück,“ sagte sie mit einer sanften, öligen Stimme, während sie einen kalten, forschenden Blick in das leicht gerötete Gesicht der jungen Dame warf.

Ueber dieses junge traurige Gesicht flog ein Schatten. Es war nicht von klaffender Schönheit, aber die Züge waren fein und lieblich, trotzdem sie nicht streng regelmäßig waren.

In den braunen Augen, in denen goldene Lichter funkelten, lag ein eigener sehnsüchtiger Glanz. Dieser Glanz erlosch jetzt jäh, als sie angetreten wurde. Und der seine rote Mund bekam einen herben Ausdruck, der nicht in dies liebe junge Gesicht hinein paßte. Wie in erschroffener Abwehr preßten sich die Lippen aufeinander.

„Mir ist gar nicht kalt. Ich möchte noch draußen bleiben, Tante Anna,“ sagte sie hastig und wollte weiter schreiten.

Die alte Dame legte süßlich lächelnd ihre Hand auf den Arm Sannas von Glosfows.

„Nun, nun, lauf doch nicht fort! So werde ich Dir noch ein Viertelstündchen Gesellschaft leisten. Länger darfst Du nicht draußen bleiben, es beginnt schon zu dunkeln. Und dann wird es auch Zeit zur Teestunde. Du weißt, Oheim Michael liebt die Pünktlichkeit.“

Die junge Dame war leise zusammengezuckt, als sich die weiche, fleischige Hand der alten Dame auf ihren Arm legte. Der Wunsch, diese Hand wie ein lästiges Reptil abzuschütteln, brannte ihr einen Augenblick unbeherrschet aus den Augen. Aber dann senkten sich die Lider mit den langen, dunklen Wimpern über die Augen und ergebensvoll schritt sie neben der Tante her. Das junge Gesicht bekam einen ergebungsvollen, stumpfen Ausdruck.

„Ich weiß, ich weiß, Tante Anna — es geht bei uns alles nach der Uhr. Es ist alles so unregelmäßig in Oheim Michaels Hause und alle Gefühle werden nach einem Schema nebeneinander eingeschachtelt, wie Oheims Kuriositäten. Außer der Zeit darf nichts aus den Schatteln genommen werden. Man würde, glaube ich, nicht einmal wagen, außer der Zeit zu sterben, wenn Oheim Michael dafür eine besondere Zeit angelegt hätte. Das hat er aber wohl vergessen.“

Es klang wie ein bitterer, schmerzlicher Spott aus ihren Worten.

„Ei, ei, meine liebe Sanna, da entdecke ich ja wieder einmal revolutionäre Gedanken, die in Deinem Köpfchen spuken. Nur gut, daß das Oheim Michael nicht gehört hat,“ erwiderte die alte Dame.

Sanna preßte die Lippen aufeinander, als wolle sie kein Wort mehr herauslassen. Die sanfte, ölige Stimme Tante Annas war ihr unerträglich. Sie wußte ganz genau, daß diese Oheim Michael stets in entstellender Weise ihre Aussprüche wiederholte, aber sie sprach das nicht aus. Es hätte doch nichts genützt. Tante Anna war nie zu fassen, die entwand sich dem sichersten Griff wie ein Fal.

Eine Weile schritten die beiden ungleichen Gestalten nebeneinander hin. Es war, als wollten die kleineren Füße Sannas auf der Flucht dahinstehen. Aber die alte Dame hing sich wie ein Bleigewicht an ihren Arm. Wie gefesselt, wie mit unsichtbaren Bänden getnebelt, kam sich Sanna vor.

Nach einer Weile fragte die alte Dame schmeichlerisch:

„Hat das Mädchen wieder einmal arge Langesweile?“

Sanna schüttelte nur abwehrend den Kopf.

„Doch, doch,“ beharrte Tante Anna, „ich weiß es ja. Deine Gedanken fliegen hinaus in die Welt, Dir ist es in dem stillen Frieden dieses Hauses zu einsam. Aber Du weißt auch, daß Oheim Michael diese Stille und Einsamkeit für Dich am erprießlichsten hält. Er ist mit Recht besorgt, daß man Dich draußen zu sehr unter den Sünden Deiner Eltern leiden lassen wird. Und vor allem fürchtet er auch, daß sich in Dir das leichte Blut Deiner Mutter regt, und daß Du den Versuchungen, die draußen in der Welt an Dich herantreten würden, nicht gewachsen bist. Deshalb will er Dich in der Stille und Zurückgezogenheit seines Hauses halten, bis Du an der Seite eines Mannes, der Dein natürlicher Schutz und Hort sein wird, sein Haus verläßt.“

(Fortsetzung folgt.)

## Der Traum des Peter Freudenlos.

Von Hermann Weisk.

In der kleinen Stadt hieß er nur der „Peter“. Damit verband sich der Begriff des Lächerlichen, Mitleidswerten; ein Mensch, den man nicht ernst nahm, der unter der Linie der Allgemeinheit stand. Einige wußten seinen ganzen Namen; nur einige Vettere konnten sich der Zeit erinnern, als eine fremde, stille Frau mit ihrem buckligen Knaben in die Stadt gekommen war, einige Jahre hier einsam verlebte und dann unauffällig, wie sie erschien, wieder von dannen ging. Diesmal aber hinaus zum kleinen Friedhof, über den der Wind des rebenumspannenen Hügels mit sanft verächtlichem Wehen glitt. Der kleine Peter Freudenlos kam in die Obhut der Gemeinde und mußte, wie alle Kinder, die ihre Füße unter fremde Tische stecken, bald erkennen, daß die Liebe bei fremden Menschen ein seltenes Ding ist. Seine dunklen, sanften Augen wußten früh um das Weh der Einsamen; und die Spötteleien der Kinder und Erwachsenen über seine verwachsene Gestalt konnten seinem Herzen auch nicht jenen frohen Schein geben, den Jugend so nötig braucht, soll sie gesund erblühen. Eine Bitterkeit fraß sich mit den Jahren in sein Herz.

Bald war er nur noch „der Peter“, den auf allen Wegen das Ungemach umlauerte. Wenn von Kindern dumme Streiche verübt wurden, mußte meist Peter die Strafe dafür tragen; galt es, Gefährliches zu tun, so schickten sie ihn vor. Er aber fühlte die Feindschaft der Masse gegen sich und mied die Welt; aber die Welt konnte ihn nicht meiden. Man ließ ihn nicht still seines Weges gehen, sondern ein jeder, der ihn auf der Straße sah, meinte, ihn mit jenem Namen anrufen zu müssen, der in seinem spöttischen Tone ihm anfangs das Blut in die Wangen trieb. Aber auch der Erwachsene gewöhnte sich an diese Demütigungen, und sein Verstand, der in dem kümmerlichen Leib nur ein kärgliches Dasein lebte, verhaftete nach und nach. Man hatte ihn zu einem Schneider in die Lehre getan, weil dieses Geschäft am ehesten für ihn erträglich schien, aber auch dort, im Hause eines griesgrämigen Mannes, wurde er nicht heimlich. Der Widerstand gegen sein Schicksal, den er manchmal in sich aufsteigen fühlte, zerschmolz vor der Gewalt der Masse, die er gegen sich erhoben sah. Er wurde gebrochen und glaubte schließlich selber, daß er der dumme, arme Peter sei. Nur in heiligen Stunden, wenn, wie von lichter Sonne umstrahlt, das Bild seiner Mutter in Kindheits Erinnerung vor ihm erstand und er ihre feinen, weihelichen Züge sah, kam es wie ein großes Wundern über ihn, und er betrachtete die Welt, als schäue er sie zum ersten Mal.

Als der Krieg kam, ging die Woge des Aufschwunges, die damals Millionen Menschen aus einem trüben Genußdasein zu erstem Lebenswillen emporriß, anfänglich spurlos an Peter Freudenlos vorüber. Von dem Tisch, auf dem er saß, konnte er die Erregung auf der Straße sehen, er hörte die aufgeregten Rufe und Schreie der Menschen, die den Boden unter sich wankten fühlten. Aber das Neue ergriff ihn doch nicht so wie die anderen; ihm war, als sei er auch jetzt ausgeschlossen aus der Allgemeinheit. Keiner kümmerte sich um ihn; auf die Straßen und Plätze, die den Menschen in ihrem unbewußten Drang nach Zusammenschluß in dieser ahnungs schweren Zeit zum ständigen Aufenthalt wurde, getraute sich Peter nicht. So saß er einsam daheim und fand lange nicht den Sinn des Neuen, Gewaltigen, das eine Welt aus ihren Angeln hob. Aber in einer Nacht, als er in seiner Kammer mit müden Augen über einem Zeitungsblatt saß und von den überwältigenden Siegesnotizen der deutschen Heere las, wurde auch er von dem Feuer des Krieges erfaßt, und schon, wie ein Dieb, nahm er von nun an teil an der Freude und den Schmerzen seiner Mitmenschen. Man sah ihn und lächelte. In diesem Lächeln lag aber etwas, davor ihm banate. Nicht

mehr der frühere Spott, sondern ein Neues, ihm Unerklärliches, dem er vergebens nachgrübelte.

Ein Zufall brachte ihm Klarheit. Vor einer Kaserne trauten sich Hunderte von Männern in allen Altern, Knaben und Greise und Männer in der Blüte der Jahre, die sich freiwillig zu den Fahnen melden wollten. Es war wie eine ungeheure Welle der Kraft, die gegen die Tore der Kaserne brandete und sie zu überrennen drohte. Auch Peter, der jetzt in seinen wenigen freien Stunden des Tages immer wie ein Suchender in der Stadt umherwanderte, trat hinzu. Da rief einer aus der Schar, und es war mehr aus dem Gefühl des eigenen kraftvollen Lebermüts, als um dem anderen wehe zu tun: Da kann man Dich nicht brauchen, Buckel... Es lachte keiner der übrigen; denn sie sahen, wie der Bucklige sah erbleichte und ein Blick tiefen, meerestiefen Schmerzes sie alle umfaßte. Still ging er davon, das Haupt gesenkt, demütig. Ausgeschlossen von den Menschen auch jetzt, dachte er bitter. Er wußte nun, daß Verachtung in ihren Augen stand, wenn sie ihn anahen; weil er nicht wert war dieser Zeit, weil er mit seinem verkommenen Leib der Heimat, nun sie in Not war, nicht dienen konnte wie die anderen, Gesunden. Was hell und freudig um ihn gewesen war, versank nun im Dunkel, das ihm lastender erschien als alle Not seines bisherigen Lebens.

Wie eine heimtückische Krankheit fraß das Wort jenes Freiwilligen in ihm. Wie er ihn haßte, und sich selber und seine Mißgestalt! Wie er den Krieg haßte, als sei der schuld an aller Armut und Schmach seines ganzen Lebens. Er war nun nirgends mehr zu sehen. In seiner Kammer hielt er sich verborgen, als würden die Menschen, wenn sie ihn sähen, Steine auf ihn, der seiner Heimat die Treue brach. Wenn in der Werkstatt die Kunden mit dem Meister vom Krieg sprachen und mit leuchtenden Augen auch ihn in die Freude der siegreichen Zeit miteinschließen wollten, sah er nicht von seiner Arbeit auf. Er biß die Zähne zusammen und schwieg. Aber eine Gewalt, die stärker war als sein Wille, zwang ihn allabendlich zur Karte, die er in den ersten Kriegstagen an der schiefen Wand seiner Kammer angebracht hatte, und auf ihr folgte er mit fiebrigen Augen dem Siegeszug der deutschen Truppen, oder er saß am Tisch und baute sich aus den Zeilen der Zeitung Bilder von Schlachten auf, sah blutige Kämpfe entbrennen, hörte den Donner der Geschütze in seinen Ohren gellen, litt mit den Jammernenden, Sterbenden und schrie mit, wenn er das siegreiche Hurra der deutschen Männer zu hören vermeinte.

Und in einer linden Nacht, als zum Fenster herein Frühlingsdüfte gezogen kamen, fielen Peter Freudenlos über solchem Sinnen die heißen Augen zu. Sein Kopf sank müde zum Tisch nieder. Er schlief ein und hatte einen sonderbaren Traum. Inmitten von Tausenden marschierte er, in einem gewaltigen Heer. Singend zogen sie dahin, alle lachten einander froh an. Auch Peter empfing gute Blicke, die ihn zuerst verwunderten. Gab es denn Menschen, die ihm solche Freundlichkeit erwiesen, ihm, dem Peter Freudenlos? Aber keiner war ringsum, der ihn verächtlich anschaute; wie Freunde, Brüder marschierten sie miteinander. Lachte keiner über seine Mißgestalt? ... keiner... Scheu fuhr seine Hand zum Rücken. Da hing ein Tornister, der Rücken aber war gerade, gesund wie bei den anderen. Ein grenzenloses Staunen kam über ihn, dann lachte er befreit auf; das hatte er wohl geträumt, daß er bucklig sei.

Eine unendliche Weite breitete sich vor ihnen aus; von allen Seiten marschierten riesenhafte Heere auf einen Punkt zu. Das Meer — sagte einer. Nahe Wände brauchten ihnen entgegen, je näher sie kamen. An einer Stelle der Küste trafen alle Heere zusammen. Es war, als läge eine graue Wolke über der Erde. Zu ihren Füßen wogte das Meer. Auf hohem Roß kam einer dahergeritten. Es zuckten alle, wie von einem Schlag getroffen, zusammen: der Kaiser. Hinter ihm die Selben,

von denen Peter in seiner kleinen Kammer ärmliche Abbildungen hängen hatte: Gindenburg, Emmich, Klud, Weydigen und viele andere. Er kam nicht aus dem Staunen. In seiner Nähe hielten die Großen. Mit seiner Rechten wies der Kaiser in die Ferne. Aller Augen gingen dorthin, wo in dunstigem Nebel ein dünner Streifen geheimnisvoll lag. Ein Wort brannte in aller Mund, keiner sagte es, aber alle wußten es: England!

England, vom Meere behütet. England, das den Krieg entzündet und sich hinter den Wogen des Meeres heimtückisch verbarg. Und hier standen Tausende und aber Tausende und wollten hinüber, mußten hinüber, um das Gottesurteil an dem frevelerischen Volk zu vollziehen. Aber nirgends ein Weg, nirgends eine Brücke, die sie hinüberführte. Kam Gott nicht und nahm die Streiter scharren auf seine Hand und hob sie hinüber zum Strand der feindlichen Insel, damit sie seine Strafe vollzogen am räuberischen Geschlecht? Wo war die Brücke hinüber?

In Peter erwachte leise die Erinnerung an eine Geschichte, die ihm einst in stiller Stunde seine Mutter erzählt hatte, von jenem griechischen Gelben, der seinen Leib dem Feinde dargeboten hatte, um seine Freunde zu retten. Es ergriff ihn selbst, und eine Gewisheit wuchs in ihm empor, daß auch er so berufen sei, sein Leben zu weihen. Eine ungeheure Kraftwelle durchbrauste ihn, nahm ihm beinahe den Atem und stärkte doch sein Gefühl, daß er meinte, er trage das Schicksal einer ganzen Welt auf seinen Schultern. Schon trat er aus der Reihe, ging mit strammem Gruß am Kaiser vorüber, der ihn mit tiefem Blick betrachtete. Und ging weiter, bis zum Strand des Meeres, das ihm vertraut entgegenblickte, als kenne es sein Wollen. Er krieg zum Ufer hinab und warf sich rückwärts ins Meer. Aber er sank nicht. Noch war sein Leben zu leicht. Aber er fühlte, wie mit der Kraft zum Helfen wollen auch sein Leib wachse, sich ausdehne, wie alle Schmerzen seines bisherigen Lebens Körperlichkeit gemannen, so daß sein Haupt und seine Hände immer weiter ins Meer hinausgetragen wurden, während seine Füße, als wären sie mit ihm verwachsen, am deutschen Boden haften. Die Wogen umjagen sein Ohr, er hörte ihr Brausen, sah mit verklärten Augen zum Himmel — und vernahm plötzlich die Brandung des nahen Strandes. Seine Hände griffen festes Land. Und ein Schrei brach aus seinem Leib, der wie eine riesenhafte Brücke sich von einem Land zum andern erstreckte, und der Schrei hieß wieder: England! Da hob er seine Hand, und den Kaiser das Zeichen zu geben, daß er mit seinem Heer käme. Er spürte gleich, wie die ersten über ihn gezogen kamen, herüber ins feindliche Land. Leicht trug er die Massen der Soldaten, leicht Pferde und Kanonen. Er empfand, wie unter jedem Schritt, den sie machten, die Wunden, die Leben und Menschen ihm geschlagen, sich schlossen, in der Freude, daß er berufen sei, seiner Heimat den höchsten Dienst zu tun. Immer neue Scharen kamen, während die ersten schon auf Feindesboden standen. Die letzten gingen an Land. England war in deutscher Hand. Da fühlte Peter Freudenlos, wie langsam seine Hände und Füße dem festen Land entglitten, und in einem niegeahnten Glücksempfinden sank er in die Tiefe des Meeres hinab. Sein Leben war schwer und reich geworden...

Der Morgen schaute schon zum kleinen Dachfenster hinein, als Peter erwachte. Er blickte in grenzenlosem Staunen um sich und fand sich lange nicht zurecht. In ihm rauschte das Meer und brauste die Freude über seine Tat. Nur sah die Armut seines Daseins wieder aus allen Ecken auf ihn, und er empfand den Sturz aus dem glücklichen Traum in die Wirklichkeit bitter und schwer. Mit unsicheren Schritten ging er zur Arbeit, obwohl noch eine Stunde Zeit war. Allein sah er in der dumpfen Stube und nähte. Aber immer wieder legte er die Nadel aus der Hand und sann seinem Traum nach. Das Erlebnis stand vor ihm,

als sei es Wirklichkeit gewesen, und das tiefseelige Gefühl, mit dem er sich geopfert hatte, brannte in seiner Seele.

Es verlieh ihn auch nicht mehr. Es gab seinem Leben einen neuen Klang, verlieh ihm Kräfte, sein einsames, schweres Dasein leichter zu tragen. Und nach und nach fand er auch wieder den Mut, sich den Menschen zu nähern, und er mußte erkennen, daß viele ihn freundlich aufnahmen, und seine eigene Scheu ihn früher manchem entführt hatte, der es gut mit ihm meinte. Wenn sie dann vom Krieg sprachen, konnte es geschehen, daß in sein bleiches Antlitz ein Schein heller Freude und tiefen Glückes kam; er gedachte seines wunderbaren Traumes, der ihn in einsamer Nacht in seiner engen Kammer zum Helden vor Tausenden hatte werden lassen.

Nun fühlte er sich wieder innig verborgen mit dem Krieg, als sei er ein Stück seines Lebens, und er nahm die gewaltige Zeit mit empfänglicher, dankerfüllter Seele in sich auf.

### Der Krieg im deutschen Kinderreim.

Wer heute auf den Straßen und im frischen Grün dem Spielen und Singen unserer Kinder aufmerksam folgt, der beobachtet, daß auch in dieser so friedlichen, idyllischen Kleinwelt das ungeheure Geschehen des Krieges sich in zahllosen Einzelheiten spiegelt. Das unsere Jungen Schlachten schlagen und unsere Mädchen als Krankenschwestern ihre Puppen pflegen, ist ja selbstverständlich; aber auch in den Liedern der Kinder treten allerlei Anspielungen, zumeist mißverständliche oder naiv umgeformte Beziehungen auf die große Zeit hervor, die einst ein denkwürdiges Zeugnis dafür ablegen werden, wie die Phantasie unserer Kinder durch diese Ereignisse erregt wurde. Zu allen Zeiten haben die großen Vorgänge der Weltgeschichte ihren Reflex im Kinderlied gefunden. „Wer je in politisch erregten Zeiten die Kinder aufmerksam beobachtet hat,“ sagt einer der ersten Sammler dieser politischen Kinderreime, Albert Richter, „der wird wissen, wie zahlreich politische Kinderreime der Form von Neuschöpfungen oder in der von Umdeutungen auftauchen.“ Auf der Straße kann man sie entstehen sehen und ihre Verbreitung verfolgen.

Die Forschung, die Karl Wehrhan in seinem hübschen Buch „Kinderlied und Kinderspiel“ zusammenfaßt, hat festgestellt, daß es sich bei diesen geschichtlichen kriegerischen Erinnerungen im Kinderlied zumeist nicht um örtliche Einzelheiten handelt, wie sie doch eigentlich dem kindlichen Geist näher liegen, sondern daß nur die ganze Nation bewegende und erschütternde Angelegenheiten einen nachhaltigen Widerhall in diesen kindlichen Dichtungen erwecken. So hat sich in einem vielgelesenen Kinderreim eine Beziehung auf die Hermannsschlacht die Befreiung der Deutschen von der römischen Fremdherrschaft, erhalten:

„Hermen, sa kÄrmen,  
Sa Ripen, sa Trumen,  
Der Kaiser will kumen  
Mit Hammer und Stangen,  
Will Hermen uphängen.  
In Hermen sog kÄrmen,  
Sog Ripen, sog Trumen,  
De FÄtzen sind kumen,  
Met ol ehen KÄrmen,  
HÄt KÄrns uphängen.“

Eine vollstÄndliche Figur, wie von den NÄrnbergern 1381 hingeschickte Raubritter Eppela von

Seilingen, lebte im Lied der NÄrnberger Gassenjungen fort, wenn sie sangen:

„Eppela Gaila von Dramaus  
Reit allzeit zum vierzertig aus;  
Da reit der NÄrnberger Feind aus  
Eppela Gaila von Dramaus.“

Hier und da schimmern im deutschen Kinderreim noch AnklÄnge an die KreuzzÄnge hervor. Leicht waren Jubel und Spott der kleinen Schar geweckt. Als der aus dem Lande vertriebene Herzog Ulrich von Württemberg nach der Schlacht bei Laufen wieder in sein Reich einzog, da liehen, wie Steinhofers Chronik berichtet, „die Kinder auf der Gassen sich also vor Freude hÄren“:

„Bide, bide, homp,  
Der Herzog kommt;  
Er siegt nicht weit im Feld,  
Er bringt einen Sad mit Geld.“

Andererseits verspotteten die Kinder in Basel 1474 den gefangen genommenen, allgemein verhassten Landvogt Peter von Hagenbach mit einem, dem Ältesten deutschen Ostergesang nachgeahmten Liedlein, das also begann:

„Christ ist erstanden,  
Der Landvogt ist gefangen;  
Des sollend wir fro sin;  
Siegmond soll unser trost sin;  
Kyrie eleison!“

Am die Franzosenzeit der napoleonischen Kriegen erinnern Verschen, wie:

„Kampflampam, Papier argent,  
Kein lumpger Geld als Assinat.  
Qu'est-ce qu'il dit hat Dolan an,  
Parlez vous hat Strümpfe an.“

Oder:

„Hopp, Mariannchen, hopp, Mariannchen,  
Laß das Klippchen tanzen!  
Gestern waren die Preußen hier,  
Heute sind's die Franzosen.“

Eine VerhÄhnung der Engländer mit ihren Galeeren enthÄlt der Danziger Kinderreim aus den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts:

„Bip, Blaurock bip,  
De Gallerisch geist du quiet;  
Bim Landstrog bistu utgelegen  
Bim Holm, do hestu Schmer getregen.  
Bip, Blaurock, bip  
De Gallerisch bistu quiet.“

Zahlreiche Kinderreime singen von Napoleon I., und besonders beschÄftigen sie sich mit dem gestürzten Kaiser:

„Bei Genappe, bei Genappe,  
Da verlort er Hut und Mappe.“

Oder:

„Napoleon ist nicht mehr stolz,  
Handelt jetzt mit Schwefelholz;  
Er laut die StrÄgen auf und ab:  
Wer kauft mir meine HÄtzchen ab?“

Aus dem Beginn der Freiheitskriegen heit es:

„Die Preußen haben den Sieg gewonnen,  
Es werden wohl bessere Zeiten kommen:  
Best geht es nach Paris!“

1848 wird der alte MaikÄserreim zeitgemÄ umgedichtet:

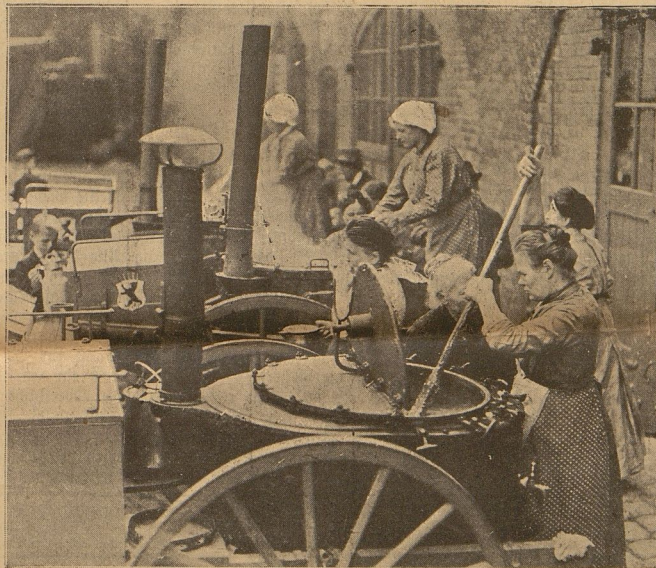
„VÄgele, VÄgele, flieg,  
Der Feder ist im Krieg,  
Der Strube ist im Oermland  
Und macht die Republik bekannt.“

Nach dem Kriegen von 1859 sangen die Kinder:

„Oesterreich ist so mÄde,  
Oesterreich ist so matt.  
Es macht mit Frankreich Friede,  
Es hat den Krieg nun satt.“

Und die Ereignisse in dem sÄddeutschen Kinderreim:

„Leis, Kindelein, leise,  
Sonn kommt der bÄse Preue,  
Sonn kommt der Vogel von Falkenstein,  
Sagt auch den Mantel in den NÄden hinein,  
Der Bismarck kommt dahinter  
Und rit die groen Kinder.“



Berliner Massenpeisung.

Wirtschaftsbetrieb durch den Verein Berliner Volkskichen 1866. Die Bereitung der Speisen in der GulaschkÄnne.

Tiefe Spuren haben die Schrecken des DreißigjÄhrigen Krieges auch im Kinderreim hinterlassen. Besonders die Schweden und ihr FÄhrer Drenstierna wurden geradezu zum „schwarzen Mann“, mit dem man die Kleinen schreckte:

„Het, Kinder, bet!  
Morgen kommt der Schwed,  
Morgen kommt der Drenstern  
Und wird die Kinder beten lern.“

Ein anderer Schwedenpruch der Kinder lautet:

„Der Schwed ist gekommen,  
Hat alles weggenommen;  
Hat d' Fenster heingeschlagen,  
Hats Blei rausgraben,  
Hat Kugeln draus gossen,  
Hat alles verschossen.“

Friedrich der Groe ist, Ähnlich wie Napoleon, eine Lieblingsfigur der Kinderreime; lustig ertönt es aus deutschem Kindermund:

„Und wenn der alte Feize kommt  
Und klopfet nur auf die Dosen,  
So kÄuft die ganze Reichsarmee,  
Panduren und Franzosen.“

### Die lombardische Kampfebene.

Ueber ein Jahr ist vergangen, seit Italiens Pöbel mit truntenem Gebrüll — abasso l'Austria! — im HochgefÄhl des Treubruchs schwelgte, und eben schickte man sich an, mit den ¼blichen verlogenen Tiraden die Stunde von Italiens Schande feistlich zu begehen, als im Norden sich schwere Wetterwolken ballten. Auf KÄmmen und in Schluchten, auf eiserer HÄhe und in gr¼nen BergwÄldern stand, so weit das heilige Land Tirol sich erstreckt, des greisen Habsburgers eiserne Mauer. Der tolle Traum, da nach kurzen Monaten des Kampfes Italiener und Russen sich in Wien die Hand reichen w¼rden, war schnell ver Raucht. Vom Brenner, der die rhÄttischen Alpen von den Tauern scheidet, f¼hrt die alte Strae hinunter ins Trentino, durchs Etichthal zur Chiufa di Verona, der „Veroneser Klause“, und nach Verona selbst, der einstigen Residenz des Ostgotenkönigs Theoderich, der als „Dietrich von Bern“, d. h. Verona, in der Sage lebt. Auf dieser alten Völkerstrae tragen unsere Verb¼ndeten ihre sieggewohnten Waffen in Feindesland, und bald wird der BlutgerÄnke

Boden der lombardischen Ebene wieder einmal zerstampft werden vom Tritt der österreichischen Bataillone.

Die weite fruchtbare Ebene, die der Po südlich der Alpen anischwemmt, ist seit ein paar tausend Jahren viel unkämpft worden, viel germanisches Blut vor allem ist hier geflossen, von Verona bis hinüber nach „Milano la grande“, das man heutzutage nicht mit Unrecht das italienische Paris zu nennen pflegt. 568 war es, als Alboin, Ludovins Sohn, das Volk der Longobarden über die Alpen führte, um das Reich zu gründen, dessen Namen heute noch dem ganzen Gebiet den Namen gibt und zu dessen Hauptstadt er das nach dreijährigem Kampf endlich eroberte Pavia erhob. Für die Römer, die es etwa 350 Jahre vor dieser Zeit den Kelten abnahmen, war es „Gallia cisalpina“ gewesen, als solches ging es beim Ende des weströmischen Reiches über in Odoakers Hände, gehörte dann den Ostgoten und kurze Zeit auch den griechischen Kaisern, bis die Longobarden kamen, die es fast genau nach 200 Jahren an Karl den Großen abtraten mußten, der sich nach der Eroberung Pavias noch selbst den Longobardenkönig nennen ließ.

In allen den Kämpfen, die sich von dieser Zeit ab immer wieder un und in Italien entspinnen, spielt die lombardische Ebene stets eine hervorragende Rolle. Ihre Fruchtbarkeit, ihre reiche Befestigung und anderes, das sie als begehrtenwertigen Besitz erscheinen lassen, tragen dazu ebenjoviel bei wie ihre geographische Lage, die sie richtig zur Kampfebene geschaffen erscheinen läßt, denn zwischen Alpen und Apennin muß stets das Schicksal der Halbinsel ausgetragen werden. Die Städte selbst, die von Natur zu hoher Blüte geschaffen sind, kämpften, einzeln und in Republiken zusammengeslossen, um ihre Freiheit, einheimische Fürsten und Könige von Burgund werfen sich zu Herren auf, Venedig, dessen Schiffe durch alle Meere fahren, greift weit auf lombardisches Gebiet herüber, und was es von diesem übrig läßt, den größten Teil der Lombardei, unterwirft sich Mailand. Im lombardischen Bund, den diese Stadt mit Pavia schließt, widersteht sie Friedrich I., der fünfmal über die Alpen muß, um mit den ihm feindlichen Städten das Schwert zu kreuzen. Einmal, noch ehe Otto I. auf des Papstes Bitte hin gegen Berengar zieht und ganz Norditalien erobert, verwißelten Sarazenen und Madjaren die ganze Poebene, dann wieder sind es die

Kämpfe der Welfen und Stauffer, die nicht zur Ruhe kommen wollen, mehr als die Hälfte des 16. Jahrhunderts gehört dem Kampf Frankreichs und Spaniens, in dem die einheimischen Städterepubliken mit ihren Führern zerrieben werden, im 18. Jahrhundert endlich dringt Prinz Eugen siegreich in Oberitalien ein und wirft die Franzosen aus dem Land.

1714 ist die Lombardei österreichisch, nachdem im spanischen Erbfolgekrieg der Kampf auf ihren Fluren getobt. Napoleon Bonaparte wandelt sie selbstherrlich zur cisalpinischen Republik, aus der 1805 das Königreich Italien entsteht. Es ist allgemein bekannt, wie im Pariser Frieden die Lombardei wieder an Oesterreich kam, zugleich mit Venedig, wie in der Revolution des Jahres 1848 das Land sich gegen Oesterreich erhob und von Radetzky niedergeschlagen wurde, bis dann, ein Jahrzehnt später, nach den unglücklichen Schlachten von Magenta und Solferino, die Lombardei und 1866 auch Venedien dem Hause Habsburg verloren gingen. Freiwillig wollte Oesterreich auch vor einem Jahr noch das Trentino räumen, in wahrerfümiger Verbündung haben Italiens fürstliche Verräter dies mit großer Gehe zu rückgewiesen. In ihrer Kurzsichtigkeit dachten sie nicht an das, was daraus entstehen konnte, ahnten nicht einmal, daß sie die Hand boten zur Aufstellung alter Probleme, daß sie das Geschick herausforderten zum eisernen Würfelenspiel auf der lombardischen Kampfebene, auf der wieder einmal Italiens Schicksal sich vollenden muß.

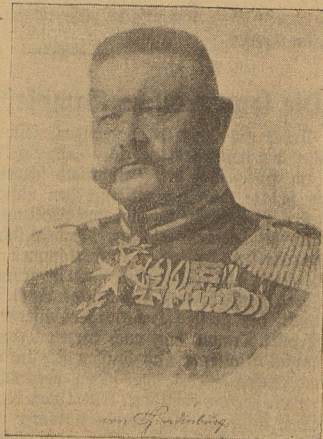
### Schiffspanzer einst und jetzt.

Das Telegramm des Kaisers an Krupp, dem er becheinigte, daß die Kruppwerke einen großen Anteil am Erfolg der Seeschlacht am Stagerat gehabt haben, beweist, welcher Wert der Panzerung der Schiffe zugeschrieben wird. Was wir an unseren Kruppischen Geschützen haben, wissen wir längst, die konnten ja auch bei dem Landheer genügend erprobt werden; aber der Panzer hat eigentlich erst am 31. Mai die Feuerprobe im wahrsten Sinne des Wortes bestanden, denn die bisherigen Zusammenstöße zur See gaben doch noch kein richtiges Bild. Und daß diese Probe vortrefflich ausgefallen ist, wissen wir ja alle, sicher hätten wir bei schlechterem Panzerschutz viel höhere Verluste gehabt.

Es dürfte aber wenig bekannt sein, daß es

Zeiten gab, in denen die Schiffe einen noch viel stärkeren Panzerschutz hatten, als heutzutage auch das stärkste gepanzerte Linienschiff. Das war vor ungefähr 100 Jahren, als die Schlacht bei Trafalgar geschlagen wurde. Auch noch früher war eigentlich schon ein Panzerschutz, wenn auch nicht im eigentlichen Sinne des Wortes, vorhanden, er wurde gebildet durch das Baumaterial des Schiffes selbst, das Holz. Was in solcher alten Fregatte oder einem Linienschiff an Holz steckte, ist ganz erstaunlich, ganze Wälder mußten gefällt werden, um ein paar Schiffe zu bauen. Dementsprechend waren auch die Wände stark, und da die damaligen Geschütze nur geringe Tragweite und Durchschlagskraft hatten, so boten diese dicken Holzwände einen genügenden Schutz; um sie zu durchschlagen, war es notwendig, bis auf Pistolen schußweite heranzugehen und dann die ganze Breitseite abzufeuern. Deshalb erübrigte sich ein besonderer Panzerschutz von selbst. In noch früheren Zeiten war ein solcher freilich schon einmal vorhanden. Im Mittelalter, beim Aufkommen der Feuerwaffen im Seekampf, hatten die Genuesen ihre Schiffe mit Bleiplatten beschlagen und so einen dichten Panzer geschaffen. Dem aber war lange Zeit nicht mehr davon die Rede, bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Damals wurde der Panzer von neuem von Napoleon III. erfunden, der einige schwimmende Batterien im Krimkriege damit ausstattete. Seitdem hat er allgemeine Verbreitung gefunden, da die moderne Geschütze mit ihrer viel größeren Durchschlagskraft einen solchen Schutz uneddingt nötig machten.

Bestand der erste napoleonische Panzer noch aus Eisen, so ging man, unterstützt durch die großen Erfolge, die um dieselbe Zeit die Kruppische Fabrik mit ihrem Gußstahl errang, bald zum Stahl über. Zeitweilig war auch der sogenannte Compoundpanzer beliebt, der aus einer Lage Eisen und einer Lage Stahl bestand und Härte mit Zähigkeit vereinigen sollte. Alle diese Materialien verschwand, als abermals Krupp mit seinem Nickelstahlpanser auf den Plan trat. Daß Nickelzusatz die Eigenschaften des Stahls verbesserte, war schon bekannt, ohne daß bis dahin jemand darauf gekommen wäre, diesen verbesserten Stahl für Schiffspanzer anzuwenden. Als nun noch ein Härtingsverfahren erfunden wurde, das die Oberfläche der Panzerplatte glashart machte, während die Unterseite weich und zäh blieb, da war der Sieg des Krupp-Panzers gesichert. Er wird heutzutage auch überall angewendet, nur daß die Kruppische Fabrik noch ihre besonderen Geheimnisse



Bildgröße 28x38 cm  
Kartongröße 45x60 cm.

Den Lesern des „Zeitspiegel“ offerieren wir als passendes Geschenk:

## BILDNISSE

von KAISER WILHELM II und  
unseren HEERFÜHRERN in

### Handpressen-Kupferdruck

auf Chinapapier und Kupferdruckkarton  
zu dem Einheitspreise von Mk. 3.— pro Blatt.  
(Gegen vorherige Einsendung des Betrages erfolgt  
spesenfreie Zusendung.)

Wir bieten somit jedermann Gelegenheit eine  
wirklich künstlerische Reproduktion aller unserer  
hervorragenden Heerführer erwerben zu können.

Deutsche Kunstdruck-Gesellschaft  
m. b. H.

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

Vorläufig gelangen zur Ausgabe:

Kaiser Wilhelm II.  
Wilhelm, Kronprinz  
von Preußen

Rupprecht, Kronprinz  
von Bayern  
Herzog Albrecht von Würt-  
temberg

von Beseler, General der Inf.  
von Bülow, Generaloberst  
von Einem, General der Inf.

von der Goltz, Generalfeld-  
marschall  
von Hindenburg, Generalfeld-  
marschall

von Heeringen, Generaloberst  
von Kluck, Generaloberst

©

bei der Herstellung hat, die ihr immer einen Vorsprung vor den Wettbewerbern und der Marine des Deutschen Reichs einen besseren Panzer als den anderen Marinen sichern.

### Kriegs-Allerlei

Frauen als Soldaten in russischen Heere. Aus englischen Zeitungen entnimmt der "Secolo" die Schilderung von Kriegsabenteuern junger Mädchen, die im russischen Heere den Feldzug in Galizien und auf die Karpaten mitmachten. Ihrer zwölf hatten sie ohne Vorwissen ihrer Angehörigen von Moskau, wo sie die Schule besuchten, die Reise nach Lemberg angetreten, wo es ihnen gelang ohne daß ihr Geschlecht entdeckt wurde, als Soldaten eingekleidet zu werden. Schönheiten dürften es danach kaum gewesen sein. Eine der jugendlichen Abenteurerinnen, Jozja Smirnow, beschreibe das Schicksal des unveriterten Amazonenkorps. Als zum ersten Male Granaten inmitten der Abteilung, der sie angehörten, platzten, fingen die beiden Jüngsten, Schura und Lyda, beide erst vierzehnjährig, laut zu weinen an, allmählich stimmten alle anderen ein, wodurch sie, wie es scheint, die Regimentsmusik ersetzten. Aber erst bei einem Gefecht in den Karpaten fiel die erste der Kriegerinnen, Jyna Morozow, von einer Granate, die zu ihren Füßen niederging, zerrissen. Ihre Freundinnen begruben sie und setzten ihr gar ein Kreuz mit knapper Inschrift. Jozja weiß indes die Stelle des Grabes nicht mehr anzugeben. Der Kriegsturm, in den die damalige Offensive von Dunajez blies, trieb sie von dannen. In der Folge wurden die vierzehnjährigen Nadya, Jhena und Schura verwundet, und schließlich erlitt dies Schicksal zweimal hintereinander die Erzählerin selbst, die nach der zweiten Verwundung einen Monat in einem Lazarett zubrachte, wo endlich ihr wahres Wesen festgestellt ward. Als Krankenpflegerin durfte sie dann weiter ihrem Vaterlande dienen. Von ihren Gefährtinnen hat sie nichts mehr gehört. Uebrigens sollen nach ihrer Aussage noch zahlreiche Frauen im russischen Heere dienen.

Tommy bei der Befichtigung. Die Begebenheit, so schreibt die "Liberte", trägt sich am Tage der Inspektion zu. "Hören Sie gut zu, Muggins",

jagte der Sergeant, "der Oberst wird Ihnen drei Fragen stellen. Zuerst wird er Sie fragen: Wie alt sind Sie? Sie antworten: 25 Jahre, Sir. Er wird Sie dann fragen: Seit wann dienen Sie? Sie antworten: Drei Monate, Sir. Schließlich wird der Oberst Sie fragen: Lieben Sie Ihre Uniform und sind Sie mit der Ernährung zufrieden? Darauf antworten Sie: Beides, Sir. Verstanden? Abtreten!" — Sodann erscheint der Oberst und wendet sich an den Soldaten Muggins: "Seit wann dienen Sie? Ohne mit der Wimper zu zucken, antwortete der Soldat: 25 Jahre, Sir. Wie alt sind Sie denn? fragt der Offizier, etwas überrascht. Drei Monate, Sir. Da schnauzt der Oberst den Tommy während an: Ah! Sagen Sie mal, lieber Freund, sind Sie verrückt oder halten Sie mich für verrückt?" — "Beides, Sir..."

### Heiteres

#### Dr Gaiser in Elbing.

Heernje, wenn ich denk', ich wär ä Gutscher bei der Straß'nbahn, Und ä Färscht gab' m'r de Ehre, Als ä Fahrgast mir zu nah'n, Und der Färscht wär' gar mei Gaiser Un'r drickt m'r de Hand — Wär' ich doch ä neimmal Weiser: Stille ständ' m'r d'r Verstand! Meine Fassunk fäm' ins Schwanken, Un' ich siehlt' im Gobb herum Nu den einzigen Gedanken: Gustav, Gustav! schmeiß' nich um! Doch von Klö'n kriegt' vielleicht ä Lorbeerbläddchen ich geschenkt, Weil ich eentz de Richtung zeigte, Ihm, der Deutschlands Schicksal lenkt!

Ein guter Hausvater. "Na, Herr Huber, jetzt bei die Fleischstari'n werden S' Ihr die's Bäucherl auch a bissel z'ammischnürn der'n!" — "Ah woher! Mei Frau ist foa Fleisch, d' Kinder kriegen foans, 's Dienstmabl braucht foans — nacha wird's für mi scho lang'n!" ("Simplicissimus".)

Lords unter sich. Beresford: "Ich komme eben von Asquith; er war sehr übler Laune." — Roseberry: "Was hat er denn gesagt?" — Beresford: "Fragen Sie garnicht; das aller schlimmste!" — Roseberry: "Also — daß wir den Krieg verlieren?" — Beresford: "So ungefähr. Er hat gesagt: "Der Erfolg wird die Sache des Rechts krönen!"

Der mildernde Umstand. "Ich begreife nicht, wie Du jetzt in der Kriegszeit so teure Kleider tragen magst!" — "Gott, die Geschäftslente wollen auch leben ... und außerdem bezahle ich sie erst, wenn der Krieg zu Ende ist!"

Im Schlächterladen. "... Und was darf ich Ihnen geben, Fräulein?" — "Ein halbes Pfund Rinderherz möcht' ich ... aber ohne Knochen!"

Kompliziert. Schuster (zum Lehrling): "Ah, da legt D' nieder! Jetzt sitzt der no' immer da. Schau, daß D' gehst, oder Du fliegst!"

Zweideutig. (Aus einem Reiseführer.) "... Hat man den Berggipfel erreicht, so wende man sich rechts zur Burgruine; daselbst nette Wirtschaft ..."

Menschenkenntnis. "Wie geht es eigentlich unserem Freund Lemke, prahlt er noch so entseflich?" — "Nein — jetzt scheint es ihm recht gut zu gehen — er fängt schon an zu — klagen!" ("Zieg. Bl.")

### Rätsel-Ecke

#### Rästel.

Nicht mehr straft man, wie sonst die ersten Zwei, denn die Schönen,

Glaubt man, treiben allein jetzt die gefährliche Kunst. Melen bleibt immer die Dritte geht, wofen sie ein Meister Vortrag, reichend darin milde Belehrung und Rat.

Doch geküßt Wen noch jetzt nach des Ganzen Geheimnis, Welchen ein feiges Gemüt treibt von der männlichen Bahn, Wohl! Der such' sich alternde Betteln und schlechtes Geschindel, Aber die Müß' ist umsonst, denn sie betriegen ihn doch.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Rästel in voriger Nummer: I. Sommerprossen. — II. Vergeben.

### Kaufe mein Bett.

Schleim rot, dick Daunentücher, große 1/2 schlaf. Ober- u. Unterbetten u. 2 Kissen mit 20 Pfund neuen Halbdaunen, das Gebett M. 88. — dasselbe Bett mit Daunentücher M. 40. — Bettlaken herbstlich, Daunentücher M. 46. — Bettlaken gefaltet jedes Bett M. 5. — mehr. Nächtel, Geld gerüch. Bettfedern billig Rat. Tel. 30,000 Pfunden. 1500 Dauntücher. Bettenfabrik Th. Kranefeld, Kassel 44.

Gegen **Hämorrhoiden** ist das Beste **Aphanodan** (ges. Zäpfchen — Salbe, Pulver und Tee. Alle 4 Mittel zus. 10. — M. Porto extra. Gegen Nachnahme. Apotheker F. Pollack, Friedberg a. Oa.

Verfälscht Gebirgs- **Wacholderessig** Attenwärdes Böhrenungsmittel 10 Pfund-Blechkanne M. 7,50 Preis 10 Pfund-Blechkanne M. 80 Pfund Wareneprobe für 80 Pfund bei Voreinsendung. Franco. Lagerort: Pöschel, Dillenschlag 119 52 bei Waldenburg (Schlesisch-Gebirge).

Wilhelm Greve, Berlin SW 68, Ritterstr. 50 **Rilschees** in Autotypie und Steich

### Sommersprossen

entfernt nur Crème Any in wenigen Tagen garantiert. Machen Sie einen letzten Versuch; es wird Sie nicht reuen! Frko. M. 2,70 (Nachn. 2,95). Gold-Medaille London 1883, Paris 1889, notariell beglaubigte Dankschr., besitz für nur d. Apotheke Z. elseron Mann, Straasburg 16 Elg.

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

In unserem Verlage erscheint:

## Gebet des Kaisers

von Harry Sheff Für eine Singstimme mit Klavierbegleitung

von Oskar Pasch Königl. Professor und Musikdirektor

Preis 80 Pfg., sowie 5 Pfg. für Porto.

## Musiknotenmappe mit Notepult

### "Susanne"

(Patent Jean Joachim-Cologne)

Preis in Calico M. 4.-

zu beziehen durch

Preussische Verlagsanstalt, Berlin SW 68, Ritter Str. 50.

## Preussische Weingrosshandlung G. m. b. H.

Berlin SW, Ritterstrasse 50a.

Fernsprecher: Amt Moritzplatz 152 63, 152 64 und 152 65.

Besonders preiswerte Weine in Flaschen:

### Mosel-Weine

Obermoseler	1,-
1914er Remicher	1,10
1911er Wormeldinger	1,30
1911er Enkircher	1,50

### Rhein- und Pfälzer-Weine

1908er Gensinger	1,10
1911er Bingerter Kahlenberg	1,30
1912er Niersteiner	1,50
1910er Hallgartener	2,-

### Rot- und Bordeaux-Weine

St. Laurent	1,40
1911er Cru du Moulin	1,60
1909er Saint Seurin	1,75
1911er Cru Bayle Soussans	2,-

Als Spezialität empfehlen wir:

Französischer Rotwein	per Ltr. 1,75
Obermoseler	1,10
Edenkobener	1,10
Tarragona (rot) portweinhähnlich	2,25

In Korbflaschen von 5 und 10 Liter Inhalt. in Gross-Berlin liefern 5 Liter oder 10 Flaschen frei Haus und bitten um gefl. rechtzeitige Aufgabe des Bedarfs.

# Gegen Gicht und Rheumatismus

## nur Girheubin

**Erprobtes Heil- u. Vorbeugungsmittel**

Vollkommen unschädlich!

**Reguliert die Magen- und Darmtätigkeit**

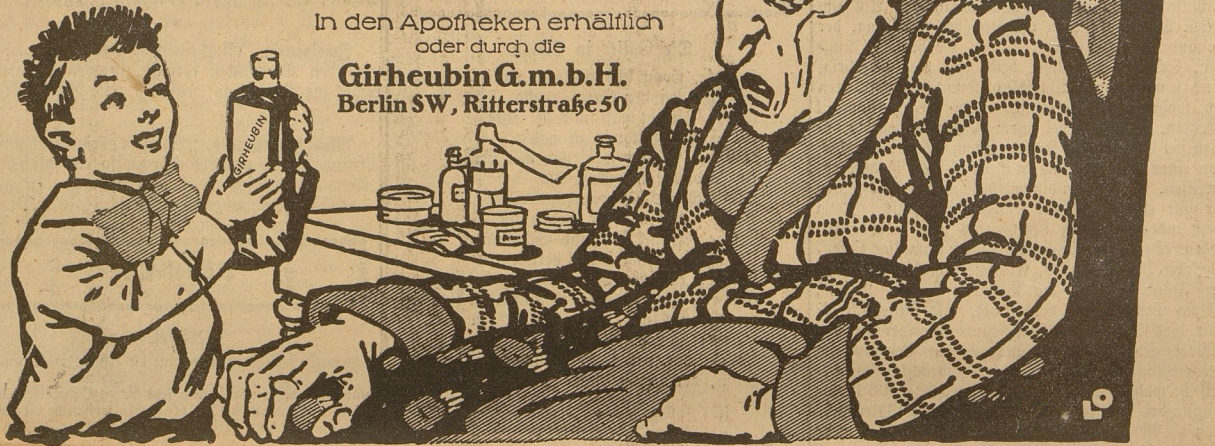
Hunderte ärztlicher Zeugnisse, viele Anerkennungen!

**Preis der Dose: Mark 3.50**

Eine Kur = 6 Dosen: **Mark 18. - franko.**

In den Apotheken erhältlich  
oder durch die

**Girheubin G.m.b.H.**  
Berlin SW, Ritterstraße 50



### Einige ärztliche Gutachten über Girheubin.

**Dr. Walter V. . . , Bützow.** Hierdurch teile ich Ihnen mit, daß ich mit den Erfolgen Ihres Girheubins sehr zufrieden bin und Ihr Mittel dort wirkte, wo andere gleichartige Präparate versagten.

**Dr. med. F. . . , Kaulsdorf (Ostbahn).** Nachdem ich in einem desolaten Falle von Arthritis urica die üblichen Mittel ohne Erfolg angewandt hatte, machte ich einen Versuch mit den von Ihnen zur Verfügung gestellten Tabletten in Verbindung mit Colchicum. Der Erfolg war ein guter, Patient kann schon wieder auf den Beinen stehen und in seinem Betriebe (Bäckerei) schon wieder nach dem rechten sehen.

**Dr. N. . . , Frankfurt a. M.** Sie sandten mir eine Probeportion Girheubin, ich habe mit derselben bei einer Patientin sehr gute Erfolge gehabt, der Rheumatismus verschwand bald.

**Dr. B. . . , Wolfsbüttel.** Habe Ihre mir geschickten Proben mit gutem Erfolge angewandt, weitere Proben nicht nötig, da ich die Güte des Präparates erkannt habe.

**Dr. A. . . , Bensheim.** Ich selbst fühle mich bei täglichem Gebrauch Ihrer Tabletten sehr wohl wie seit Jahren nicht und habe keine Beschwerden von meinen Nierensteinen mehr. Dieselben günstigen Beobachtungen habe ich bei verschiedenen meiner Patienten machen können.

**Dr. R. . . , Uelsen.** In einem Falle von rheumatischen Nervenschmerzen war die Wirkung ausgezeichnet. Die Schmerzen nahmen ab. Die Nachtruhe kehrte wieder. Der Erfolg war daher recht zufriedenstellend. Aspirin hatte hier versagt. Unschädlich scheint das Mittel auf jeden Fall zu sein.

**Dr. L. . . , Friedberg (Oberbay.).** Teile Ihnen mit, daß ich mit den beiden mir überwiesenen Proben bei einem Kranken günstigen Erfolg erzielte, weshalb ich die hiesige Apotheke veranlaßte, sich Ihr Girheubin bezuzulegen.

**Dr. A. A. . . , Rosenheim.** Habe Ihr Präparat selbst erprobt und bin mit der Wirksamkeit sehr zufrieden.

**Dr. R. . . , Benrath.** Ich habe in einem Falle von Neuralgie und einem von Muskelrheumatismus Girheubin versucht. Beide Fälle bestanden schon mehrere Wochen und zeigten bei Salicylbehandlung und Einreibungen keine Besserung. Nach Gebrauch von Girheubin wurden sie geheilt. Ich bitte um weitere Proben.

**Dr. H. . . , München.** Bei einem sehr alten Ischiastiden sehr gute Wirkung. Die Schmerzanfälle traten minder häufig und in längeren Intervallen auf, und konnte Patient während der Zeit, in welcher er den Tee trank, nachts ziemlich gut schlafen. Irgend welche schädliche Nebenwirkung konnte ich nicht wahrnehmen. Das Mittel wurde gut vertragen, und ich war mit dem Erfolge ganz zufrieden.

**Dr. med. S. . . , Saarburg.** Ich habe mit Ihrem Präparat jederzeit die besten Resultate erzielt, ohne jemals üble Nebenwirkungen gesehen zu haben.

**Dr. W. . . , Baunach.** Für die mir übersandte Probe Ihres Girheubins, das ich bei einem Falle von sehr altem Gelenkrheumatismus mit ganz überraschendem Erfolge verwendete, sage ich meinen besten Dank.

**Dr. F. . . , Koshelm.** . . . daß ich Girheubin bei einer 70jährigen Angehörigen, die seit 5 Jahren an chronischer deformierender Arthritis, namentlich der Kniee, leidet. Von allen bisherigen Mitteln nahm Betreffende das Girheubin am liebsten, wegen seiner guten Bekömmlichkeit und Fehlens jeder unangenehmen Nebenwirkung. Aber auch auf die in den Gliedern bestehenden Schmerzen hatte Girheubin einen merklich mildernden Einfluß. Während vorher Gehen nur an zwei Stöcken möglich, kann dieselbe jetzt ohne Stütze im Zimmer gehen. . .

**Dr. N. . . , Ingolstadt.** Ein alter Gichtiker rühmte mir das Girheubin sehr.

**Dr. T. . . , Altona.** Freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß ich mit Ihrem Mittel sehr gute Erfolge in der Praxis gehabt und es auch ferner verordnen werde.

**Dr. T. . . , Cöln a. Rh.** Girheubin wirkte immer prompt.

**Dr. Fr. W. . . , Netphen.** Das Versuchsobjekt war ich selbst, der ich seit mehreren Jahren schon an Muskelrheumatismus leide und Salicyl-Präparate mit nur geringem Erfolge genommen habe. Auch habe ich schon wiederholt Bädekuren durchgemacht, doch mit nur vorübergehendem Erfolge. Aus diesem Grunde war ich auf die Wirkung Ihrer Tabletten doppelt gespannt. Nachdem ich ein Röhrchen — wenn auch nicht ganz regelmäßig — genommen hatte, ließen die Schmerzen nach; jetzt, nachdem ich auch das zweite Röhrchen genommen, verspürte ich nur noch des Morgens Schmerzen, die nach einiger Bewegung ver-zogen.

Verantwortlich für Schriftleitung, Geschäftliches und Anzeigen: Fritz Eischel, Neubrück — Verlag: Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68. — Notationsdruck: Wilhelm Greve, Berlin SW 68.

